

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 16

Artikel: Lob der Fischerei
Autor: E.O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668192>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lob der Fischerei

«Chunsch au i d'Uusschtellig?» «Nei, ich ga go fische.» «Wo isch au din Maa? «Er isch go fische.» So tönt es allenthalben, denn die Fischsaison hat begonnen. In vielen Fällen wird die Reaktion ein mitleidiges oder spöttisches Lächeln sein; auch heuchlerisch-freundliche Gegenfragen werden gestellt, wie etwa: «Gasch am Sunntig go Würmli bade?» «Hät din Maa au scho öppis heipracht?» und in seinem Innersten betrachtet der Nichtfischer den Angler als einen temperamentlosen Menschen, bei dem irgend eine Schraube los ist.

Aber ... was weiss er eigentlich vom Fischen, was weiss er von den mehr als 100 000 Sportfischern in der Schweiz, den hoffnungsvollen Nachwuchs nicht eingerechnet? Er sieht Buben, Halbwüchsige, ja Erwachsene, die stundenlang mit der Angelrute am Seeufer stehen und gespannt den Zapfen beobachten. Hat er Glück, so erlebt er, wie der eine oder andere ein silberglänzendes, zappelndes Lägeli, eine Schwale oder einen stachelbewehrten Egli herauszieht. Und wenn einmal ein grosser Fang gelingt, wenn glücklich ein Hecht gelandet wird, dann strömen die Leute in Haufen herbei und staunen. Trotzdem will es dem Nichtfischenden nicht in den Kopf, dass einer deswegen morgens um drei oder vier Uhr das mollige Bett verlässt und sich «die Beine in den Bauch steht». Wir begreifen seinen Mangel an Verständnis. Was er gewöhnlich sieht, ist nur ein kleiner Ausschnitt — und nicht der günstigste — dessen, was wir Fischwaid nennen. Nicht um dem Spott zu entgehen — wir haben eine dicke, von Wind und Wetter abgehärtete Haut — sondern, um ihm kameradschaftlich zu zeigen, was er verpasst, wollen wir etwas ausführlicher werden.

Die gewaltigen Fortschritte der Technik, die Industrialisierung und die sich daraus ergebende Nervenbeanspruchung und Vermassung haben zu einer allgemeinen Verkrampfung geführt. Die vielen sozialen Konflikte, die gespannte politische Lage und andere Anzeichen mehr weisen deutlich darauf hin. Das gilt vor allem für die germanische Rasse, die infolge ihres ausgeprägten Pflichtbewusstseins und grossen Arbeitswillens eher «lebt, um zu arbeiten» als der natürlicher veranlagte Romane, der «arbeitet, um zu leben». Diese Lage

der Dinge musste notwendigerweise zu einer ausgleichenden Reaktion führen. Als Gegengewicht zur Hetze des Alltags, zur meist anonymen Arbeit im Rahmen eines gemeinsamen Ganzen, hat sich der moderne Mensch das «Hobby», das heisst das Steckenpferd geschaffen. Das hatten natürlich auch schon unsere Vorfahren; aber bei ihnen entsprang es weniger der Notwendigkeit als dem Drang einer Begabung, die sich betätigen wollte. Und so waren es auch vor allem geistig hochstehende und eher begüterte Menschen, die als «Dilettanten» (dieses Wort hatte damals noch nicht den heutigen abschätzigen Nebengeschmack) oft Erstaunliches leisteten. Heute hingegen ist das Hobby sozusagen Gemeingut geworden, und es ist geradezu ein bedenkliches Zeichen, wenn einer keines betreibt. Dabei ist es völlig gleichgültig, welcher Art es sei. Es kann einer photographieren, Briefmarken, Bilder, Tabaksdosen oder Porzellan sammeln, Radio basteln, sich ein Herbarium anlegen, mit Zinnsoldaten längst vergangene Schlachten rekonstruieren oder sich eine elektrische Eisenbahn bauen. Bei allem ist, im Grunde genommen, das Ziel weniger wichtig als der Weg. Und dieser Weg heisst Entspannung. Es ist nun äusserst seltsam zu sehen, dass diese Entspannung oft durch einen erheblichen Kraftaufwand erreicht wird. Aber diese Anstrengung sprengt den Rahmen der Erwerbstätigkeit und führt aus den ausgefahrenen Geleisen in ein Gebiet, wo jeder sein eigener Herr und Meister ist.

Heutzutage ist auch das Fischen zum «Hobby» geworden. Aber es ist tiefer in uns verankert als die meisten andern. Seit dem Beginn der Menschheit gehört es mit Jagd und Krieg zu den Urinstinkten des Mannes. Natürlich stand der Nahrungserwerb anfangs im Vordergrund. Ihm gesellt sich aber noch der Spieltrieb zu. Das lockende Ungewisse hat einen prickelnden Reiz: in den seltensten Fällen weiss man, wenn man seinen Köder auswirft, was für einen Fisch man damit betört. Ist es ein Hecht, eine Forelle oder ein Egli, ist es ein Karpfen, eine Schleie oder sonst ein Weissfisch der anbeissen wird? Werde ich heute den Grossen erwischen, den «mit der Hornbrille», wie mein Freund Walter sagt? So werde ich nie ein Erlebnis an der Enns (Steiermark) vergessen. Ich

wusste, dass es Forellen, Aeschen, Hechte und Huchen im Fluss hatte. Besonders die letztgenannten, eine Lachsart, zogen mich mächtig an. Obwohl es die denkbar ungünstigste Jahreszeit war, sei kurz zuvor einer gefangen worden, hatte man mir erzählt. Ich montierte daher einen schweren Löffel und fischte planmässig alle günstig erscheinenden Stellen der reissenden Enns ab. Zuerst kam eine kleinere Forelle, später eine schöne von fast einem Kilo. Dann regte sich stundenlang nichts mehr im Wasser. Trotzdem tat ich Wurf um Wurf; auch wechselte ich häufig Modell und Farbe des Löffels. Aber alles war umsonst. Müde und etwas abgekämpft kam ich dann gegen Abend an eine erfolgversprechende Stelle. Da floss nämlich ein kleiner Bach in die Enns, auf deren glatten Oberfläche sich sein Lauf in einem schlanken, flachen Bogen von kräuselnden Schnörkeln deutlich abzeichnete. Etwa dreissig Meter flussabwärts hörten die lustigen kleinen Wellen auf: das Bächlein war zur Enns geworden. Wenn noch irgend eine Aussicht bestand, etwas zu fangen, dann musste es in der verhältnismässig ruhigen Widerströmung sein. So warf ich denn hoffnungsvoll meinen Köder leicht flussaufwärts, weit hinaus, um ihn dann an der Innenseite des Baches vorsichtig einzuspulen. Einmal rasch, um die überstürzte Flucht eines Fischleins vorzutäuschen, dann wieder langsamer. Und richtig, das Wunder geschah: fast genau an der Stelle, wo ich den Fisch erwartet hatte, erfolgte ein kräftiger Anhieb. Gemessen am kräftigen Zug gegen die Flussmitte hin, musste das ein ganz kapitaler Bursche sein. So sollten sich endlich meine Träume erfüllen! Behutsam, zehn- und zwanzigzentimeterweise holte ich die Schnur ein. Wie dünn erschien mir mein 30er Nylon im Vergleich zu dem Gewicht, das daran hing! Nach einer knappen Viertelstunde sah ich etwas im Wasser blitzen, silberig und rosa. Zehn Minuten später hatte ich meine Beute an Land: es war eine etwa anderthalb Pfund schwere Aesche! Mit weichen Knien, schwitzend, und enttäuscht betrachtete ich sie. Eine Spitze des Dreiangels war am Ansatz der Rückenflosse eingedrungen; so hatte ich den in seiner Bewegungsfreiheit kaum gehemmten Fisch mit seiner Breitseite gegen die reissende Strömung zum Ufer bringen müssen. Eine Zigarette rauchend, schaute ich mein Opfer an. Ein wirklich schöner, eleganter Fisch! Und plötzlich verschwand meine Enttäuschung, und ich musste laut über mich selbst lachen. Sicher wäre ich stolz gewesen, hätte ich einen Huchen gefangen. Aber schliesslich hatte ich fast eine

halbe Stunde lang die Illusion gehabt, einen harten, anstrengenden Drill: und was will der echte Sportfischer im Grunde mehr, als einen aufregenden, wechsellvollen Kampf mit dem Fisch? Natürlich ist es schön, wenn er als Sieger aus diesem Ringen hervorgeht, wenn er etwas nach Hause bringen kann. Die Familie oder seine Freunde werden sich darüber freuen; denn in wie vielen Fällen essen Fischer keine Fische! Und da auch Angler Menschen sind, spielt sicher auch ein bisschen Eitelkeit hinein: die Bewunderung der mitgebrachten Beute tut ihnen wohl und schmeichelt ihnen.

So wäre noch manches zu erzählen. Von Hechten, die man mit Würmern gefangen hat. Von alten gewitzigten Standforellen, die jahrelang der List der raffiniertesten, alten Fischer trotzten, bis endlich auch einmal ihre Stunde schlägt. Es wäre zu berichten von der Tücke des Objektes: von «Hängern» und verlorenen Löffeln; von Angeln, die sich in Hemd und Hosen bohren oder gar den Finger mit einem Fischmaul verwechseln; von Schnüren, die sich in Bäumen und Gebüsch verfangen oder böswilligerweise einen fast unentwirrbaren Knäuel bilden, weil ein Knopf oder eine Schleife ihren ungehemmten Ablauf von der Rolle hinderte. Zu lang ist die Liste der möglichen Komplikationen, als dass man sie vollständig aufzählen könnte. Welch seltsame Formen sie annehmen können, soll folgende Episode zeigen:

An einem schönen Maiabend fischte ich auf einem kleinen See auf Karpfen. Es gibt da eine romantische Bucht, mit Seerosen bestanden, wo ich schon manchen Erfolg erzielt hatte. Ich verankerte den Kahn am Ende einer Halbinsel, stieg an Land und setzte meinen Zapfen vor die Seerosen. Ein kaum merkbares Lüftchen kräuselte leicht die Wasserfläche. Spielerisch tänzelte der Zapfen. Lange geschah nichts. Draussen auf dem See tummelte sich ein Haubensteissfusspärchen. Schwalben machten in eleganten Akrobatikflügen Jagd auf Mücken. Da und dort schmatzte eine Schleie in der Nähe des Ufers. Auf einmal schien mir, als hätte der Zapfen einen Ruck getan. Natürlich konnte es eine Täuschung sein, denn das leicht gewellte Wasser erschwerte die Beobachtung. Doch der Ruck wiederholte sich; der Zapfen fuhr langsam und stetig seewärts und verschwand schliesslich in der Tiefe, so wie das für Karpfen charakteristisch ist. Nun Anhieb. Ja, das kann nur ein Karpfen sein. In geradliniger Flucht strebt er den Seerosen in der Bucht zu, als wüsste er genau, wo seine Chancen sind. Alle meine Anstren-



DIE KARPFBUCHT

Photo H. P. Roth

gungen, ihn daran zu hindern sind umsonst; Meter um Meter zieht er mir von der Rolle ab. Nun ist er mitten in den Seerosen. Kreuz und quer rast er, einen tollen Aufruhr verursachend. Meine Hoffnungen schwinden mehr und mehr. Ich kann nichts anderes tun, als die Schnur immer gespannt zu halten und durch leichtes Heben der Ruten spitze die Bremswirkung zu verstärken. Endlich flüchtet er wieder ins freie Wasser. Die Rute in der einen Hand, mit der andern mich am Bootsrand festhaltend, steige ich in den Kahn und stosse vom Ufer ab. Noch eine gute Weile zieht mich der Fisch samt dem Boot umher. Dann fängt sein Widerstand an zu erlahmen. Immer näher ziehe ich ihn heran. Der Feumer liegt griffbereit neben mir. In etwa fünf Meter Entfernung sehe ich ihn zum erstenmal; aber auch er hat mich bemerkt und macht noch einen letzten Ausreissversuch. Doch bald habe ich ihn abgefangen. Sieben, sechs, fünf Meter noch. Da plötzlich geht es nicht mehr wei-

ter ... Ich forsche nach der Ursache und finde nichts. Nach einigen weiteren erfolglosen Versuchen gebe ich auf und mache das Gefährlichste, was man tun kann: ich lege die Rute ab und ziehe den Fisch an der Schnur heran. Zum Glück ist er abgekämpft und so bringe ich ihn ohne Schwierigkeiten ins Boot. Fünf Pfund hat er gewogen — ohne Fischerlatein. Nachträglich stellte ich dann fest, dass die Schnur — ein 35er Nylon — durch die zu starke Beanspruchung im Seerosengebiet überdehnt war und deshalb krangelte; so konnten sich einige Windungen um den Spitzenring legen, was natürlich jedes freie Spiel verhinderte.

Haben wir bisher fast ausschliesslich vom Vergnügen gesprochen, das die Fischwaid bietet, so soll nun darüber hinaus von ihren wertvollen Begleiterscheinungen die Rede sein. Da ist zum ersten ihre gesundheitsfördernde Wirkung. Einen ganzen Tag an der frischen Luft, in Sonne, Wind und Regen zu verbringen, ist eine Wohltat für den

Körper des Städters. Vernünftige Anpassung der Kleidung an die Witterungsverhältnisse vorausgesetzt, wird ein Angler sich auch bei schlechtem und kaltem Wetter kaum je erkälten. Die viele Bewegung, vor allem beim Fluss- und Bachfischen — wo man stundenlang geht und klettert — aber auch durch das Rudern bei der Seefischerei, trägt mächtig zur Belebung unserer körperlichen Funktionen bei. Wichtiger jedoch erscheint uns das Geistige. Wenn der Sportfischer am Wasser steht, dann ist seine ganze Aufmerksamkeit auf den Fisch gerichtet. Dabei vergisst er alle andern Probleme und befreit so sein Alltagsgedenken aus den gewohnten Bahnen. Ein Tag am Fluss oder See ist ein Ferientag auch für unsere Nerven. Einschränkungsweise sei bemerkt, dass wir auch die richtige Einstellung mitbringen müssen. So dürfen wir uns zum Beispiel nicht ärgern, wenn wir abends leer nach Hause ziehen oder wenn ein allfälliger Kamerad mehr Erfolg hat als wir; auch die verschiedenen Missgeschicke (siehe oben) dürfen uns nicht aus der Fassung bringen. Ebensowenig ist es empfehlenswert, auf verbotenen Pfaden zu wandeln, wie folgende Anekdote zeigt:

Ein übernervöser Mann in den besten Jahren geht zum Arzt, um Hilfe gegen sein Leiden zu finden. Die Untersuchung ergibt keinen organischen Befund. Deshalb rät der Arzt seinem Patienten zu fischen, das sei die richtige Ausspannung für ihn. «Aber ich fische ja schon», gibt dieser zur Antwort. «Dann begreife ich Ihren Zustand nicht», gesteht der Doktor. Worauf der andere die Gegenfrage stellt: «Haben Sie schon einmal ohne Patent gefischt, Herr Doktor?»

Zum andern ist das Fischen eine ausgezeichnete Gelegenheit, der Natur wieder näher zu kommen. Um mehr oder weniger regelmässig Erfolg zu haben, muss der Angler in erster Linie die Lebensgewohnheiten seiner Opfer gründlich studieren; er muss herausfinden, welches ihre Lieblingsplätze sind, welche Köder sie am liebsten annehmen. Aber auch die Beobachtung des Wassers und die Beurteilung der Witterungsverhältnisse sind wichtig, da von ihnen die Art der Angelmethode beeinflusst wird. Und schliesslich gibt es auch bei den idealsten Verhältnissen tote Zeiten, in denen man sich ruhig hinsetzt oder -legt und in aller Musse seine Umgebung betrachtet. Es ist erstaunlich, was man da so alles zu sehen bekommt! Fischreihher und Haubensteissfüsse sind zwar recht unerwünschte Konkurrenten, aber herr-

liche Geschöpfe der Natur. Ein munteres Völklein sind die Wildenten und die Blesshühner. Wer einmal eine Entenmutter mit ihren Jungen gesehen hat, wird nie vergessen, wie rührend sie um die Sicherheit ihres Nachwuchses besorgt ist. Wenn man zeitig morgens am Wasser ist, sieht man oft kleine Gruppen friedlich äsender Rehe oder einen Fuchs, der mit langgestreckter Rute durchs Gras dem Schilf entgegen schnürt, wohl in der Hoffnung auf einen fetten Entenbraten. Wie wenige Stadtmenschen wissen heute noch, wie schön die Augen des Frosches sind, mit welcher bezaubernder Eleganz die Natter durchs Wasser pfeilt! Die Farbensymphonie des Himmels am frühen Morgen und verlöschenden Abend, das Erwachen der Kreatur und ihr Zur-Ruhegehen, das von Minute zu Minute wechselnde Spiel der Wellen: all das sind Erlebnisse, die tief in uns eindringen und uns befreien.

Des weiteren hebt uns das Fischen aus der Menge heraus. Am Wasser sind wir meist allein oder mit einem vertrauten Kameraden. Kaum irgendwo wird soviel geschwiegen wie beim Fischen. (*Nach dem Fischen, das ist ein anderes Kapitel!*) Da sind wir wieder einmal wir selbst, Einzelmenschen, nicht mehr bloss Rädchen in einem ungeheuren Getriebe. Schon die Tatsache, dass der Fischer für Stunden und Tage der rasch zunehmenden Vermassung entgehen kann, dürfte der Fischwaid einen Ehrenplatz unter den Hobbies zuweisen.

Schliesslich und endlich hat das Fischen auch noch einen gewissen Einfluss auf den Charakter. Es erzieht uns zur Geduld. Wer nach der ersten erfolglosen Stunde sein Angelzeug missmutig wieder einpackt, wer bei einer Schnurverwicklung stampft und tobt, muss sich gewaltig ändern, wenn er ein richtiger Fischer wenn er der Freuden unseres edlen Sportes teilhaftig werden will.

Aus dem Gesagten könnte man beinahe schliessen, die Fischer seien samt und sonders halbe Engel. Leider muss um der Gerechtigkeit willen gesagt werden, dass dem nicht so ist. Da gibt es Neider, die den glücklicheren Kameraden mit scheelen Augen anschauen; «Leidwerker», die weder Anstand noch Rücksicht kennen, und Fleischgierige, die es nicht übers Herz bringen, einen mindermässigen Fisch wieder ins Wasser zurückzugeben. Zum Glück sind diese schwarzen Schafe in der Minderheit.

E. O.